Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 113 (2017)

Heft: 1

Artikel: "Von der Hand in den Mund" : Selbstversorgungslandwirtschaft in der postindustriellen Gesellschaft

Autor: Kosnik, Elisabeth

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-696761

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SCHWEIZERISCHES ARCHIV FÜR VOLKSKUNDE / ARCHIVES SUISSES DES TRADITIONS POPULAIRES
113. Jahrgang (2017), Heft 1, S. 65–79

«Von der Hand in den Mund»

Selbstversorgungslandwirtschaft in der postindustriellen Gesellschaft

ELISABETH KOSNIK

Abstract

Die Begeisterung für das Selbermachen, insbesondere das Gärtnern und Herstellen der eigenen Lebensmittel, setzt sich als Trend in postindustriellen Gesellschaften weiter fort. Doch nicht nur in den urbanen Zentren wird gegärtnert. Viele Menschen zieht es in ländliche Gebiete, um ihren Traum von der Eigenbedarfslandwirtschaft wahr werden zu lassen. Der folgende Beitrag basiert auf einer ethnografischen Studie zu SelbstversorgerInnen und ihren Selbstversorgungslandwirtschaften – Personen, die sich freiwillig für einen Lebensstil entscheiden, der es ihnen erlaubt, einen Grossteil ihrer Grundnahrungsmittel (sowie einige andere Ressourcen, die eine Haushaltsgemeinschaft zum Leben benötigt) selbst zu produzieren. Der Beitrag zeigt auf, dass Selbstversorgung nicht gleichzusetzen ist mit völliger Autarkie. Vielmehr ist es eine Vielzahl formeller wie informeller, sozialer, ökonomischer und ökologischer Strategien, welche diesen Lebensstil ermöglichen.

Aus marktwirtschaftlicher Perspektive betrachtet gilt die Subsistenzproduktion als rückständig und Zeichen von Armut; eine vormoderne Wirtschaftsform, die überwunden werden muss, indem sie durch Lohnarbeit und Versorgung durch den Markt ersetzt wird. Die Wirtschaftsanthropologen Stephen Gudeman und Chris Hann bemerken dazu in ihrer Einleitung zu *Oikos and Market:* "It was taken for granted in the 'modernization' literature that a decline in self-provisioning was a measure of progress."[1] Der fortschreitende Trend zum Selbermachen in den Postwachstumsgesellschaften scheint einer solchen Sichtweise zu widersprechen. Die Akteure entscheiden sich freiwillig dafür, vermehrt für sich selbst zu arbeiten, und nutzen alternative Ökonomien. Selbstversorgung – also die Produktion für den Ei-

1 Gudeman, Stephen; Hann, Chris: Introduction. In: Stephen Gudeman, ,Chris Hann (Hg.): Oikos and Market. Explorations in Self-Sufficiency after Socialism. New York, Oxford 2015, S. 1–23, hier S. 6. Siehe auch Baier, Andrea; Müller, Christa: Der Bielefelder Subsistenzansatz (2006): http://coforum.de/?1228 (27. 2. 2017).

genbedarf – steht im Fokus des vorliegenden Beitrags. In meiner ethnografischen Studie beziehe ich mich insbesondere auf jene Akteure, die sich freiwillig für einen Lebensstil entscheiden, der es ihnen erlaubt, einen Grossteil ihrer Grundnahrungsmittel, aber auch andere Ressourcen, selbst zu produzieren.

Dabei handelt es sich keineswegs um einen neuen Trend; die Begeisterung für einen subsistenzorientierten Lebensstil auf dem Land geht in Europa bis ins 18. Jahrhundert zurück und wurde ausgehend von den Vereinigten Staaten insbesondere in den 1970er-Jahren wiederbelebt.[2] Daneben weist die Bewegung Parallelen zu den Motiven der Urban-Gardening-Szene auf, etwa die Abwendung von industriell produzierten Lebensmitteln und die neu entdeckte Autonomie im Selbermachen.[3] Gleichwohl wird der Produktion für den Eigenbedarf von der politischen Ökonomie keine wirtschaftliche Bedeutung beigemessen. Diese Vorstellung entspricht allerdings nicht den Alltagswelten der SelbstversorgerInnen. Die feministisch-ökonomischen Geografinnen Katherine Gibson und Julie Graham (zitiert unter dem gemeinsamen Pseudonym J. K. Gibson-Graham) zeigen auf, wie mit der Ausblendung nicht marktorientierter ökonomischer Aktivitäten Kapitalismus gesellschaftlich als einzig relevante Ökonomie konstruiert wird. Dem stellen Gibson-Graham ihr Konzept der *diverse economies* gegenüber, «the plethora of hidden and alternative economic activities that contribute to social well-being and environmental regeneration».[4] In Gibson-Grahams Konzept multipler wirtschaftlicher Handlungen wird deutlich, dass die kapitalistische Marktökonomie nur eine Option unter vielen ist.[5]

Die vielfältigen sozialen, ökonomischen und ökologischen Strategien der Akteure, die sich für einen subsistenzorientierten Lebensstil der Eigenbedarfslandwirtschaft entscheiden, sind Teil dieser Fülle von versteckten, alternativen ökonomischen Aktivitäten. Dazu gehören neben dem Gärtnern und der Landwirtschaft das Jagen, Fischen und Sammeln wilder Produkte, Tauschbeziehungen, die Aufnahme freiwilliger HelferInnen in den Haushalt und die Produktionsgemeinschaft sowie der Verkauf von Überschüssen. Doch auch Lohnarbeit und Selbständigkeit gehören zum Lebensstil der SelbstversorgerInnen, was für die Akteure keinen Widerspruch darstellt. Völlige Autarkie, das wird im Folgenden deutlich, ist nie möglich. In diesem Beitrag sollen die vielfältigen formellen und informellen, sozialen, ökonomischen und ökologischen Alltagspraktiken der SelbstversorgerInnen sichtbar gemacht werden.

2 Gross, Joan: Capitalism and Its Discontents. Back-to-the-Lander and Freegan Foodways in Rural Oregon. In: Food and Foodways 17/2 (2009), S. 57–79; Braun, Annegret: Lust aufs Land? Die mediale Inszenierung des Landlebens. In: Bayrisches Jahrbuch für Volkskunde (2012), S. 13–27.

3 Müller, Christa: Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München 2011.

4 Gibson-Graham, J. K.: Diverse Economies. Performative Practices for 'Other Worlds'. In: Progress in Human Geography 32/5 (2008), S. 613–632, hier S. 618.

5 Gibson-Graham, J. K.: A Postcapitalist Politics. Minneapolis (MN) 2006.

Methode

Die vorliegende Studie entstand auf der Basis einer grösseren ethnografischen Forschung über eine internationale Organisation, die ökologische Landwirtschaften und freiwillige HelferInnen vernetzt.[6] Als teilnehmende Beobachterin auf insgesamt 17 Höfen in Österreich und Neuseeland (zwischen 2009 und 2012; die Forschungen wurden durch einige halbstandardisierte Interviews ergänzt) stiess ich (insbesondere in Neuseeland) auf zahlreiche Hobby-Farmen *(lifestyle blocks)*, auf denen ausschliesslich für den Eigengebrauch produziert wurde.[7] Im Zug der Feldforschung in Neuseeland ergaben sich weitere Interviews mit BewohnerInnen einer Landkommune und eines buddhistischen Zentrums, die sich mit eigenen Gärten selbst versorgten. Nicht nur die Herstellung von Nahrungsmitteln, sondern auch das Fischen und das Sammeln von Muscheln, Seetang und Wildpflanzen, sowie das Jagen, das Fallenstellen und die Verarbeitung von Fellen kleiner Wildtiere gehörten zur Subsistenzproduktion der Akteure.

In Österreich hingegen führte mich meine Forschung vorrangig auf kleinbäuerliche, ökologisch betriebene Bergbauernhöfe. Auch wenn es sich dabei nicht um Eigenbedarfslandwirtschaften handelte, sondern um kleine Landwirtschaften, die für den Handel produzierten, spielte auch dort die Versorgung mit eigenen Lebensmitteln aus dem Obst- und Gemüsegarten sowie das Sammeln wilder Pflanzen häufig eine wichtige Rolle. Gerade diese Höfe erweiterten meinen Blick auf das Thema Selbstversorgung, denn es sind die kleinbäuerlichen, auf Familienarbeit basierenden, sich ökologisch und ökonomisch selbst erhaltenden Vielfaltsbetriebe, die vielen städtischen «AussteigerInnen» als Vorbild dienen.[8] Die Ergebnisse der vergleichenden Analyse von Österreich und Neuseeland werden anderswo ausführlich besprochen.[9] Im vorliegenden Beitrag beziehe ich mich auf diejenigen TeilnehmerInnen, die Eigenbedarfslandwirtschaften betreiben.

Die Forschung zu SelbstversorgerInnen und ihren Landwirtschaften wurde seither in Österreich fortgesetzt. Es folgten halbstandardisierte Interviews mit drei selbst deklarierten SelbstversorgerInnen sowie zahlreiche informelle Gespräche mit SelbstversorgerInnen und anderen, die es noch werden möchten.[10] Zwei von ihnen (ein Ehepaar) besuchte ich 2016 für weitere teilnehmende Beobachtungen auf ihrem Selbstversorgungshof im Süden Österreichs. Schliesslich wird die Studie durch die Analyse schriftlicher Dokumente und autobiografischer Texte (mit Fokus auf den deutschsprachigen Raum) ergänzt, die von SelbstversorgerInnen verfasst und als Webseiten und Blogs oder in Form von Büchern und Beiträgen in Zeitschriften veröffentlicht wurden.

6 Kosnik, Elisabeth: 'Nourishing Ourselves and Helping the Planet'. WWOOF, Environmentalism and Ecotopia. Diss. Wellington 2013.
7 Kosnik, WWOOF (Anm. 6).
8 Trauger, Amy: Un/Re-Constructing the Agrarian Dream. Going Back-to-the-Land With an Organic Marketing Co-operative in South-Central Pennsylvania, USA. In: Tijdschrift voor economische en sociale geografie 98/1 (2007), S. 9–20.
9 Kosnik, WWOOF (Anm. 6).
10 Viele der Kontakte entstanden über *WWOOF Österreich* (World Wide Opportunities on Organic Farms).

Zum Begriff der Subsistenzproduktion

Praktiken der Subsistenzproduktion, daher die «gebrauchswertorientierte, unmittelbar auf die Herstellung und Erhaltung des Lebens gerichtete Arbeit»,[11] gelten innerhalb der Ökonomiewissenschaften als nichtproduktiv oder gar als «Nicht-Wirtschaft».[12] Der Selbstversorgung wird daher keine ökonomische Bedeutung beigemessen. Die Sozialwissenschaftler James Murton, Dean Bavington und Carly Dokis stellen in ihrer Einleitung zu *Subsistence under Capitalism* fest: "Subsistence practices continue to exist, but they often do so – despite a robust scholarly literature on subsistence, informal economies, and household production – in shadows cast by academic, governmental, and popular assumptions that subsistence means 'bare survival', that only wage work and the sale and production of commodities truly feed people."[13] Diese Annahme wird von SelbstversorgerInnen in den postindustriellen Gesellschaften infrage gestellt, die sich freiwillig für einen Lebensstil der Subsistenzproduktion entscheiden, die es daher bevorzugen, ihren Haushalt mit selbst produzierten Lebensmitteln und anderen Ressourcen zu versorgen.

Als analytischer Begriff meint Subsistenzwirtschaft die Produktion von Nahrungsmitteln für den Eigenbedarf sowie die Produktion anderer Ressourcen, die eine Haushaltsgemeinschaft zum Leben benötigt. In seiner Einführung in wirtschaftsethnologische Systeme definiert der Ethnologe Hartmut Lang den Begriff wie folgt: «Alles, was die Haushalte verbrauchen oder gebrauchen, produzieren sie selbst»,[14] wobei sie nicht unbedingt alles restlos konsumieren, was sie produzieren. Der Wirtschaftsethnologe Martin Rössler stellt dazu die Überlegung an, «dass der Bereich der Selbstversorgung besser als *Subsistenzsektor* innerhalb der Wirtschaft bezeichnet werden sollte»,[15] denn eine Gruppe, die alles Produzierte selbst konsumiert beziehungsweise nichts konsumiert, was sie nicht selbst produziert, wird in der gegenwärtigen Gesellschaft nur mehr als hypothetischer Fall angenommen: «Reine Subsistenz bezeichnet im Prinzip eine vollständige Kongruenz zwischen Produktion und Konsumtion, also ein System, innerhalb dessen alles Produzierte auch konsumiert wird, ohne dass ein Produkt nach aussen oder von aussen verkauft/gekauft/eingetauscht wird. Es ist jedoch keine Ökonomie mit diesem Idealmuster bekannt, da immer irgendeine Art von Tauschbeziehungen mit anderen Systemen besteht.»[16] Für eine vollständige Autarkie, wie sie die politische Ökonomie unter Subsistenzwirtschaft versteht, fehlt es demnach an realen Beispielen. Daher sollen nachfolgend nicht nur die eigentliche Selbstversorgung thematisiert werden, sondern insbesondere die sozioökonomischen Beziehungen der SelbstversorgerInnen mit anderen Systemen.

11 Baier/Müller, Bielefelder Subsistenzansatz (Anm. 1).
12 Braudel, Fernand: Sozialgeschichte des 15.–18. Jahrhunderts. Der Handel. München 1986, S. 18.
13 Murton, James; Bavington, Dean; Dokis, Carly: Introduction. Why Subsistence? In: James Murton, Dean Bavington, Carly Dokis (Hg.): Subsistence under Capitalism. Historical and Contemporary Perspectives. Montreal, Kingston 2016, S. 3–36, hier S. 4.
14 Lang, Hartmut: Systeme der Wirtschaftsethnologie. Eine Einführung. Berlin 2010, S. 5.
15 Rössler, Martin: Wirtschaftsethnologie. In: Bettina Beer, Hans Fischer (Hg.): Ethnologie. Einführung und Überblick. 9. Aufl. Berlin 2013 (2006), S. 101–124, hier S. 115 (kursiv original).
16 Rössler, Martin: Wirtschaftsethnologie. Eine Einführung. Berlin 2005, S. 24.

Der Wirtschaftshistoriker Karl Polanyi spricht in diesem Zusammenhang von *householding,* der «Produktion und Lagerung zur Befriedigung der Bedürfnisse der Mitglieder der Gruppe».[17] Für Polanyi handelt es sich bei *householding* neben Reziprozität und Redistribution um einen wirtschaftlichen Prozess der vormodernen, präindustriellen Gesellschaft und subsistenzorientierten Wirtschaft *(embedded economy).* Im Gegensatz zur marktorientierten Wirtschaft *(disembedded economy)* spielt der Markt für die subsistenzorientierte Wirtschaft nur eine geringe Rolle.[18] Dabei bezieht sich Polanyi auf Aristoteles' Konzept der *oikonomia:* «Aristoteles beharrt darauf, dass der Sinn des eigentlichen Haushalts die Produktion für den Gebrauch und nicht die Produktion für den Gewinn ist, aber eine zusätzliche Produktion für den Markt, meinte er, müsse die Autarkie des Haushalts nicht gefährden, sofern die zum Verkauf bestimmten Produkte ohnehin zu Ernährungszwecken auf dem Gut erzeugt würden, wie Getreide oder Vieh [...].»[19] Auch SelbstversorgerInnen verteilen Überschüsse über private Netzwerke, Hofläden, Bauernmärkte, über informelle Tauschbeziehungen und formelle Tauschkreise. Selbst «solidarische Landwirtschaften» können aus ursprünglich nur der Selbstversorgung dienenden Landwirtschaften hervorgehen.[20] In Anlehnung an Gibson-Graham können diese ökonomischen Praktiken als *non-market* und *alternative market economies* bezeichnet werden, die abseits kapitalistischer Marktstrukturen und Beziehungen bestehen.[21]

Zusammenfassend meint Subsistenzproduktion die Produktion für den Gebrauch, wobei die Produktion von Überschüssen nicht ausgeschlossen wird. Murton, Bavington und Dokis gehen im Kontext postkolonialer Diskurse noch weiter und argumentieren gegen eine strikte Trennung von Subsistenzproduktion und Marktproduktion. Subsistenzproduktion definiert als ausschliessliche Produktion für den Gebrauch sei gerade für Kleinbauern und -bäuerinnen sowie FischerInnen innerhalb von Marktgesellschaften eine Benachteiligung. "For instance, the Canadian Department of Fisheries and Oceans imposes a 'food fishery' on First Nations people on the West Coast. They may continue to fish as they have since long before contact, but they cannot sell this fish. They can only eat it themselves or use it for ceremonial purposes. What this policy ignores is, first, a long precontact history of exchange. [...] the food fishery policy also ignores that in a capitalist society, where market relationships are everywhere, the limitation of fishing rights to self-provisioning restricts the ability of the fishery to contribute to First Nations well-being."[22] Murton, Bavington und Dokis meinen, dass die Subsistenzfischerei Handelsbeziehungen mit einschliessen muss: "For the right to fish to mean

17 Polanyi, Karl: The Great Transformation. Politische und Ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen. Wien 1977 (1944), S. 77.
18 Polanyi, Great Transformation (Anm. 17), S. 79.
19 Polanyi, Great Transformation (Anm. 17), S. 78.
20 Bavington, Dean; Hough Evans, Jennifer: Research by People. A Panel Discussion on Living Subsistence Locally. In: James Murton, Dean Bavington, Carly Dokis (Hg.): Subsistence under Capitalism. Historical and Contemporary Perspectives. Montreal, Kingston 2016, 298–317.
21 Gibson-Graham, Postcapitalist Politics (Anm. 5).
22 Murton/Bavington/Dokis, Introduction (Anm. 13), S. 5–6.

anything real, a subsistence fishery must have some relationship with a market."[23] Denn erst damit ist auch die ökonomische Lebensgrundlage gesichert, die in einer Marktgesellschaft unumgänglich ist. Hier werden unterschiedliche Auslegungen von Subsistenzwirtschaft deutlich, zwischen Institutionen, für welche Subsistenzproduktion und Marktproduktion sich gegenseitig ausschliessende Kategorien darstellen, und Akteuren, die einen subsistenzorientierten Lebensstil bevorzugen und dafür auf eine Vielzahl von Strategien zugreifen.

Der Selbstversorgungshaushalt ist die zentrale Sphäre der Produktion und der Konsumtion seiner BewohnerInnen, in der erstens innerhalb des Haushalts und zweitens für den Haushalt produziert wird.[24] Dies widerspricht der grundlegenden Annahme der politischen Ökonomie, welche die Gesellschaft in zwei Bereiche, Markt (Produktion) und Haushalt (Konsumtion), teilt. Hausarbeit und Selbstversorgung fallen dabei der Sphäre des Haushalts zu und damit dem Konsum.[25] Daher: wer kocht, *konsumiert* Lebensmittel, und wer sein Haus renoviert, *konsumiert* Werkzeuge und Materialien. «[E]ine Vision, die faktisch die meisten Dinge, die wirkliche Menschen wirklich tun, zur Nebensache erklärt»,[26] wie der Sozialanthropologe und Aktivist David Graeber in seinem Essay *Die eigentliche Idee des Konsums* kritisch feststellt: «Wenn ich Gemüse einkaufe und Gazpacho für ein gemeinsames Essen mit Freunden zubereitete, wäre dies [...] tatsächlich Konsumismus. Tatsächlich wäre es das auch noch, wenn ich das Gemüse selbst angebaut hätte (vermutlich, weil ich die Samen gekauft hätte) [...]. Alles, was nicht für den Markt produziert wird, fällt unter Konsum.»[27] Für Graeber ist dieser Konsumbegriff der politischen Ökonomie zu weit gefasst. Das *diverse economies*-Konzept von Gibson-Graham bringt ein ähnliches Argument zum Begriff der Produktion hervor: dieser sei zu eng gefasst. Die Konzentration auf die Produktion für den Markt in den *capitalocentric societies*[28] führe zur Abwertung und Ausblendung von Aktivitäten, die nicht der Produktion für den Markt dienen.

SelbstversorgerInnen bedienen sich einer Vielzahl von sozioökonomischen Strategien, um ihren Lebensstil zu ermöglichen, wobei die Trennungslinie zwischen ‹Konsum› und ‹Produktion›, ‹Haushalt› und ‹Markt›, immer wieder infrage gestellt wird. Der Zukunftsforscher Alvin Toffler hat in diesem Zusammenhang den Begriff des *prosumer* (eine Fusion von *producer* und *consumer*) eingeführt. Der Soziologe Michael Jäckel beschreibt Tofflers Konzept des *prosumer* als «Verlagerung oder Rückkehr von Produktionsfunktionen in Haushalte, in denen beispielsweise Produkte auf der Basis von Rohmaterialien selbst erstellt werden (Do it yourself-Bewegung)».[29] *Prosume* wird als Reaktion auf die Verteuerung von Dienstleistun-

23 Murton/Bavington/Dokis, Introduction (Anm. 13), S. 6.
24 Rössler, Wirtschaftsethnologie (Anm. 16), S. 175.
25 Rössler, Wirtschaftsethnologie (Anm. 15).
26 Graeber, David: Frei von Herrschaft. Fragmente einer anarchistischen Anthropologie. Wuppertal 2008 (2005), S. 177–178.
27 Graeber, Frei von Herrschaft (Anm. 26), S. 175–176.
28 Gibson-Graham, Diverse Economies (Anm. 4).
29 Jäckel, Michael: Einführung in die Konsumsoziologie. Fragestellungen – Kontroversen – Beispieltexte. Wiesbaden 2004, S. 259.

gen verstanden beziehungsweise wird der Begriff auf die Selbstbedienungsgesellschaft, daher auf «unterschiedlichste Formen der Eigenbeteiligung auf Seiten der Konsumenten»[30] angewandt.

Grundlegend meint *prosume* allerdings einen freiwillig gewählten Lebensstil. Tofflers Konzept geht dabei über selbst produzierte Güter und Dienstleistungen und die dadurch erzielbaren ökonomischen Vorteile hinaus: «Sie kacheln Badezimmer, weben Teppiche, investieren Zeit und Geld in politische Kampagnen, sind Mitglieder von Selbsthilfegruppen, nähen, bauen Gemüse an, schreiben Kurzgeschichten oder renovieren die Dachkammer.»[31] Das Ausmass der Produktion für den Eigenbedarf ist dabei nicht entscheidend – von Hobby-Do-it-Yourself-Aktivitäten bis zu den auf Subsistenzbasis wirtschaftenden Bauern bezieht Toffler jede Aktivität mit ein, die der Eigenproduktion dient, motiviert durch «das intensive Interesse daran, selbst mit den eigenen Problemen fertigzuwerden (anstatt jemand anderen dafür zu bezahlen)».[32] Tofflers *prosumer* – konzipiert als neuer Wirtschaftsakteur postindustrieller Gesellschaften im 21. Jahrhundert – zieht den Lebensstil vermehrter Subsistenzproduktion freiwillig der Lohnarbeit und Versorgung durch den Markt vor. Wie die Volkskundlerinnen Evelyn Hammes und Christiane Cantauw in Bezug auf urbanes Gärtnern festgestellt haben,[33] lässt sich der Begriff des *prosumer* bis zu einem gewissen Grad durchaus auf die heutigen SelbstversorgerInnen anwenden.

Naturnahes Leben und die Grenzen der Selbstversorgung

Die SelbstversorgerInnen in meiner Studie hatten vielfach eine höhere formelle Bildung und waren weit gereist, teilweise auch migriert, bevor sie auf unterschiedlichen Wegen zu ihren Selbstversorgungshöfen gekommen waren. Nadine und David etwa verkauften ihr Haus in Wien, nachdem sie für zwei Jahre mit ihren Kindern um die Welt gereist waren. Danach konnten sie sich ein Leben in der Stadt nicht mehr vorstellen. Auf ihrem Hof mit 7 Hektar Land bauen sie vorrangig Obst und Gemüse an. Sie haben einen Fischteich und ein Stück Wald, wo sie essbare Pflanzen sammeln, und eine Nussbaumplantage dient ihnen als Pensionsvorsorge.

Anders als Nadine und David war Andrea auf einem landwirtschaftlichen Betrieb aufgewachsen, ging aber mit zehn Jahren auf ein städtisches Internat. Nach der Schule folgten eine Ausbildung und zehn Jahre Berufsleben in der Stadt, bevor sie den Nachbarn ihrer Eltern, einen Landwirt, heiratete. Als ich Andrea besuchte, wurde der Hof schon lange nicht mehr kommerziell bewirtschaftet, doch Andrea widmete sich ganz der Selbstversorgung aus ihrem Wald und Garten sowie dem Sammeln wilder Pilze und Beeren.

30 Jäckel, Einführung (Anm. 29), S. 260: Siehe auch Kotler, Philip: The Prosumer Movement. A New Challenge for Marketers. In: Birgit Blättel-Mink, Kai-Uwe Hellmann (Hg.): Prosumer Revisited. Zur Aktualität einer Debatte. Wiesbaden 2010, S. 51–60.

31 Toffler, Alvin: Die Zukunftschance. Von der Industriegesellschaft zu einer humaneren Zivilisation. München 1980, S. 285.

32 Toffler, Zukunftschance (Anm. 31), S. 272.

33 Hammes, Evelyn; Cantauw, Christiane: Mehr als Gärtnern. Gemeinschaftsgärten in Westfalen (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 126). Münster 2016, S. 133.

Der Techniker Richard andererseits war in einem Haushalt mit Hausgarten und Kleinvieh aufgewachsen. Sein Berufsleben verbrachte er in der Stadt, doch nach der Pensionierung erfüllte er sich den lang gehegten Traum von der Selbstversorgungslandwirtschaft. Er bezeichnete seinen Hof als «geschlossenen Kreislauf»[34] und produzierte vom Futter seiner Tiere über das Saatgut bis hin zu seinen Nahrungs-, Heil- und Putzmitteln eine grosse Vielfalt an Produkten für den Eigenbedarf.

Gemeinsam war diesen SelbstversorgerInnen der Wunsch nach einem naturnahen Leben. Doch allein das Wohnen in weniger besiedelten Regionen reichte dafür nicht aus. Den SelbstversorgerInnen geht es vielmehr um den direkten physischen Kontakt mit der Erde und ihren eigenen Lebensmitteln sowie um Autonomie von der ressourcenintensiven Lebensmittelindustrie. Sie wollen sich langfristig und gesund von ihrem eigenen Land ernähren, weshalb die SelbstversorgerInnen auf nachhaltigen Umgang mit Ressourcen Wert legen, auf Biodiversität und ökologische Anbaumethoden. Eine Selbstversorgerfamilie aus Tirol lebt seit zwei Jahren mit ihren drei kleinen Kindern in einer Jurte «so naturnah wie nur irgendwie möglich».[35] Für die Familie bedeutet das, barfuss zu gehen, nach dem Rhythmus der Sonne zu leben und sich roh-vegan zu ernähren: «Für die kalte Jahreszeit haben wir noch getrocknete Lindenblätter, Brennesselblätter, Brennesselsamen, Nüsse. Im Sommer wird vorwiegend vom Garten von der Hand in den Mund gelebt. Das beginnt unter Obstbäumen, Stachelbeeren, Johannisbeeren und zwischendurch ein paar Blüten, frischer selbst gepresster Grassaft und am Abend einen üppigen Grünen Salat.»[36]

Lifestyle-SelbstversorgerInnen bauen in erster Linie Gemüse, Obst und Kräuter an beziehungsweise sammeln wilde pflanzliche Nahrung. Daher scheint sich eine vegane Ernährung durchaus anzubieten. Tatsächlich war unter meinen ForschungsteilnehmerInnen allerdings keine Tendenz zu dieser Ernährungsform zu erkennen. Während einige zwar zumindest eine vegetarische Ernährungsform bevorzugen, praktizieren viele SelbstversorgerInnen Mischkost, was im Zusammenhang mit Selbstversorgung Jagen, Fischen und das Schlachten der eigenen Tiere bedeutet. Gerade das Jagen und Fischen macht einigen SelbstversorgerInnen durchaus Freude oder wird zumindest als unumgänglicher Aspekt der Ernährung akzeptiert. Die Toleranzgrenzen beim Schlachten waren dagegen sehr unterschiedlich. So schreibt die Selbstversorgerin Cordula von Dolsperg in ihrem im Selbstverlag herausgebrachten Erfahrungsbericht: «Ich hatte mich entschieden, nicht beim Schlachten der Lämmer zu helfen. Hühner und Enten zu schlachten, war ja eine Sache, aber ein Schaf die andere. Und immerhin war nicht ich diejenige gewesen, die unbedingt Schafe anschaffen wollte, ich würde auch nicht viel Fleisch essen, also konnte ich mich ruhigen Gewissens raushalten.»[37] Sichtbar wird an einem sol-

34 Gesprächsnotiz. In: Feldforschungstagebuch, Österreich, 22. 11. 2015.

35 Benker, Hanna: Hofporträt. In: WWOOF Österreich: 58. Rundbrief, November 2016, S. 16–17, hier S. 16.

36 Benker, Hofporträt (Anm. 35), S. 16.

37 Dolsperg, Cordula von: Mit Ökostrom und fliessend Wasser. Leben auf unserem WWOOF-Hof in Schweden. Norderstedt 2016, S. 83.

chen Zitat, dass die SelbstversorgerInnen ihre Positionen zwischen ihren Idealen und den notwendigen Zugeständnissen an die eigenen Grenzen und Bedürfnisse immer wieder mit sich selbst verhandeln müssen; Positionen, die sich im Lauf der Zeit auch verändern können.

Nadine und David etwa stellten nach acht Jahren fest, dass ihnen die Tierhaltung zu aufwendig war und der Gemüseanbau in grossen Mengen schwieriger, als sie ursprünglich gedacht hatten. Seit Kurzem beziehen sie daher viele ihrer Lebensmittel von einem Biobauernmarkt in der Region beziehungsweise von einem kleinen Supermarkt im Dorf. Dabei geht es ihnen wie vielen SelbstversorgerInnen auch darum, die regionale Wirtschaft zu stärken. Selbsterhaltung wird damit vom Haushalt auf die Gemeinschaft als regionale Subsistenzwirtschaft übertragen, womit sich SelbstversorgerInnen bis zu einem gewissen Grad selbst entlasten.

SelbstversorgerInnen verfolgen unterschiedliche Ziele auf ihren Höfen, von der Herstellung der eigenen Kleidung bis zum eigenen Saatgut ist die Bandbreite sehr gross. Es lassen sich allerdings drei Bereiche grob umreissen, die für viele von ihnen essenziell sind und die durchaus mit dem typologischen Begriff der Subsistenzwirtschaft zusammenfallen: das Herstellen der eigenen Lebensmittel und Heilmittel sowie eigenes Trinkwasser (etwa aus dem eigenen Brunnen); Bauen und Reparieren der eigenen Wohnstätte und die Versorgung mit Energie und Wärme (Solarzellen, Holz aus dem eigenen Wald); drittens ein unabhängiges Abfallsystem (etwa Kompost und Trockentrenntoiletten). Das Ausmass der Produktion für den Eigenbedarf unter den Akteuren kann dabei sehr unterschiedlich sein. Vollkommene Autarkie galt allerdings niemandem als realistisches Ziel.

Die sozioökonomischen Strategien der SelbstversorgerInnen

Auch das Ideal von Autarkie lässt sich auf Aristoteles zurückführen, wie die Wirtschaftsanthropologen Keith Hart und Chris Hann aufzeigen: "Aristotle held that the human species was meant to live in society. [...] Its core was a house occupied by a family *(oikos)*."[38] Hierbei war mit Familie nicht die Kernfamilie, sondern ein Anwesen mitsamt all seiner BewohnerInnen gemeint. "The aim of such a house, according to Aristotle, should be self-sufficiency *(autarkia)* which required frugal management of its resources applying the principle of budgeting and thrift. This was the essence of *oikonomia*."[39] Diese Essenz blieb als Ideal der Autarkie erhalten, wie Gudeman und Hann bemerken: "The ideal of self-sufficiency may be unattainable, but it has been persuasive as a model and as a set of practices. In this it resembles its opposite, the 'perfect market'."[40]

Von Dolsperg reflektiert in ihrem Buch über ihren Traum grösstmöglicher Autarkie, der sie und ihren Mann dazu motiviert hatte, aus Deutschland weg und auf einen entlegenen, stark renovierungsbedürftigen Bauernhof in Schweden zu

38 Hann, Chris; Hart, Keith: Economic Anthropology: History, Ethnography, Critique. Cambridge 2011, S. 19.
39 Hann/Hart, Economic Anthropology (Anm. 38), S. 20.
40 Gudeman/Hann, Introduction (Anm. 1), S. 11.

ziehen: «Selbstversorger mit Lebensmitteln, Getreide, Fleisch, Milch und Käse. Sogar Filzen wollte ich mir beibringen und wieder mit dem Nähen beginnen, um keine Kleidung mehr kaufen zu müssen. Meine vielen Pflanzen hatte ich nur, um unabhängig sein zu können von gekaufter Arznei, und ausserdem wollte ich eigene Samen ernten, um auch darin unabhängig sein zu können. Ich wollte absolute Selbständigkeit und Selbstbestimmung in Kombination mit wirtschaftlicher Sicherheit und zudem genügend Freiraum, um mich und meine Potentiale entfalten zu können. Ich begann, einzusehen, dass es ein unerreichbares Ziel war.»[41]

Absolute Selbständigkeit, stellte von Dolsperg fest, war unerreichbar. Nicht alle Bedürfnisse einer Haushaltsgemeinschaft können vollständig durch Selbstversorgung abgedeckt werden. Viele SelbstversorgerInnen nutzen daher informelle Netzwerke, um Güter und Dienstleistungen zu tauschen. Andrea etwa war mit einer Kräuterbäuerin befreundet und berichtete über ihre Tauschbeziehung: «Mir taugert [gefällt] das sowieso viel mehr, eher das Tauschgeschäft, so wie mit der [Kräuterbäuerin], wie ich auf ihren Buben geschaut hab. Hat sie gesagt, wie viel ich verlang, hab ich gesagt, ich verlang nix, mir ist lieber ich kann einmal kommen und was Fragen. Und dann hat sie mir eben wieder einen Tee gegeben oder was. Ich find das viel lässiger, das Tauschgeschäft einfach wieder.»[42]

Mehrere SelbstversorgerInnen gehörten auch Tauschkreisen mit alternativen Währungssystemen in ihrer Region an. Doch Angebot und Nachfrage konnten die Bedürfnisse der SelbstversorgerInnen nicht immer befriedigen, wie Nadine berichtete. Zu oft hatten die TeilnehmerInnen zur selben Jahreszeit dieselben Produkte anzubieten: «Zucchini im Sommer, Quittenmarmelade im Herbst.»[43] Manche SelbstversorgerInnen entschieden sich dafür, Überschüsse für den Verkauf an Bekannte oder über einen Hofladen zu produzieren.

Eine weitere Strategie von SelbstversorgerInnen ist es, freiwillige HelferInnen auf ihre Höfe einzuladen, die im Austausch für Kost, Logis, informelle Bildung und Lebenserfahrung bei der Arbeit helfen. Teilweise handelt es sich bei ihnen um Verwandte und FreundInnen. Das buddhistische Zentrum in Neuseeland rekrutierte Freiwillige über informelle Netzwerke mit anderen buddhistischen Zentren. AutorInnen von Erfahrungsberichten werden von Interessierten oft direkt kontaktiert, die den Hof kennen lernen und mithelfen möchten. Kontakte werden aber insbesondere über das Internet hergestellt. Der Grossteil der SelbstversorgerInnen, die ich im Zug meiner Forschung kennen lernte, aber etwa auch von Dolsperg, waren Mitglieder teils gleich mehrerer *hospitality exchange*-Organisationen. Freiwillige wurden darüber hinaus auch über Blogs und private Webseiten gesucht.

Als Beispiel sei hier noch einmal die Selbstversorgerfamilie aus Tirol erwähnt, die im Newsletter einer *hospitality exchange*-Organisation wegen einer oder einem Freiwilligen inserierte: «Wir suchen ab Herbst für mindestens ½ Jahr eine/n erfahrenen [Helfer], der sich mit Pflanzen/Wildkräutern etwas auskennt, Schreinerische Fähigkeiten hat, sich schon mal nur von Rohkost ernährt hat [...] und auch

41 Dolsperg, Ökostrom (Anm. 37), S. 80.
42 Interview mit Selbstversorgerin, Österreich, 25. 8. 2009.
43 Gesprächsnotiz. In: Feldforschungstagebuch, Österreich, 5. 9. 2016.

Lust hat sich mit Kindern zu beschäftigen!!»[44] Durch die grössere Zahl arbeitender Haushaltsmitglieder ist die Produktion im und für den gemeinsamen Haushalt leichter zu bewältigen. Für die SelbstversorgerInnen handelt es sich dabei um eine sozioökonomische Strategie innerhalb des Subsistenzsektors, basierend auf Prozessen der Gegenseitigkeit.[45] Diese Sichtweise steht allerdings im direkten Gegensatz zum Arbeitsrecht in Österreich. Denn während die Subsistenzproduktion der Haushaltsmitglieder aus der Perspektive der politischen Ökonomie als «unproduktive Tätigkeit» gilt, begründet die Arbeit haushaltsfremder Personen für Mahlzeiten und Unterkunft ein Arbeitsverhältnis.[46] Gemeinschaftlichkeit und Selbstorganisation geniessen weder systematisch rechtlichen Schutz noch eine breite gesellschaftliche Anerkennung.[47] Hier wird noch einmal deutlich, wie Subsistenzproduktion auf verschiedenen Ebenen unterschiedlich wahrgenommen wird.

Während einige SelbstversorgerInnen von Anfang an in Gemeinschaften leben, versuchen andere mit Einzelhaushalten Kollektive zu gründen. So wünschte sich die Tiroler Familie, rund um ihren Hof eine «Familienlandsitz-Ökosiedlung»[48] entstehen zu lassen. Von Dolsperg beschreibt ihr Ideal als «Höfe mit gegenseitiger Hilfe auf Fahrradabstand».[49] Auch Nadine und David, Mitglieder der internationalen bäuerlichen Bewegung *Via Campesina,* suchten über dieses Netzwerk nach einer Familie, die zusammen mit ihnen dauerhaft auf ihrem Hof leben und arbeiten wollte. Der Gedanke an Arbeitserleichterung und Arbeitsteilung steht dabei für viele im Vordergrund, aber auch die Möglichkeit, soziale Kontakte mit Gleichgesinnten zu knüpfen.

SelbstversorgerInnen bedienen sich allerdings nicht nur alternativer sozioökonomischer Strategien. Auch sie sind Teil der Marktgesellschaft, müssen Rechnungen bezahlen und sind bis zu einem gewissen Grad auf die Versorgung durch den Markt angewiesen – mit Lebensmitteln, welche auch die begnadetsten SelbstversorgerInnen nicht selbst herstellen können (Kaffee oder Salz sind typische Beispiele), oder etwa medizinischen Leistungen. Auch Saatgut, wie bereits im Zitat von Graeber deutlich geworden ist, Jungtiere oder Solarzellen müssen über den Markt bezogen werden, bevor sie der Selbstversorgung dienen können. Die SelbstversorgerInnen in meiner Studie besassen Autos, Mobiltelefone und Internet, viele von ihnen verreisten gern und viele hatten Kinder, die sich mehr für die Sortenvielfalt in ihrer Pokémon-Sammlung interessierten als für die im elterlichen Garten. Gerade die Bedürfnisse ihrer Kinder setzten vielen SelbstversorgerInnen

44 Benker, Hofporträt (Anm. 35), S. 23.

45 Rössler, Wirtschaftsethnologie (Anm. 15), 2013; Kosnik, Elisabeth: The Community Economy of the Extended Farm Household of WWOOF Hosts and Volunteers. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LXIX/118/3 + 4 (2015), S. 235–254.

46 Österreichische Sozialversicherung: Arbeitsbehelf für Privathaushalte: https://www.sozialversicherung.at/cdscontent/load?contentid=10008.556552 (17. 12. 2016).

47 Helfrich, Silke; Bollier, David: Commons als Transformative Kraft. Zur Einführung. In: Silke Helfrich, Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.): Commons. Für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat. Bielefeld 2012, S. 15–23.

48 Benker, Hofporträt (Anm. 35), S. 17.

49 Dolsperg, Ökostrom (Anm. 37), S. 35.

Grenzen. Die Australierin Nicole, die mit ihrem 14-jährigen Sohn in Neuseeland auf einem Selbstversorgungshof lebte, konnte sich weitgehend aus ihrem Garten mit veganer Ernährung versorgen. Für ihren Sohn musste sie allerdings nicht nur Milchprodukte und Fleisch zukaufen, sondern auch andere Güter, von der Schuluniform bis zum elektronischen Spielzeug.

Alle SelbstversorgerInnen in meiner Studie waren daher auf Geldeinkünfte angewiesen, etwa aus Unterhaltszahlungen, Rente, Erbschaft oder staatlichen Förderungen. Sie bedienten sich auch alternativer Finanzierungsmodelle, wie solidarische Landwirtschaft, Crowdfunding oder Direktkredite von Privatpersonen. Schliesslich wurde Einkommen auch durch (reduzierte) Lohn- und selbständige Erwerbsarbeit generiert. Allerdings lässt sich Lohnarbeit nicht ohne Weiteres in einen subsistenzorientierten Lebensstil integrieren.[50] Gerade in entlegenen ländlichen Gebieten sind Arbeitsplätze oft nur schwer zu bekommen und vorhandene Arbeitsstellen entsprechen nicht unbedingt den beruflichen Vorstellungen der SelbstversorgerInnen. Nadine etwa hatte eine Schauspielausbildung und arbeitete als Nachhilfelehrerin, während ihr Mann, der Sportwissenschaften studiert hatte, saisonal als Bademeister angestellt war. Beide waren mit ihrer beruflichen Situation unzufrieden und suchten nach anderen Einkommensquellen. Immer wieder berichteten SelbstversorgerInnen, dass die Mehrfachbelastung durch Selbstversorgung und gleichzeitige Lohnarbeit einen stressvollen Alltag mit sich brachte; eine Beobachtung, die mit Studien zu den US-amerikanischen *back-to-the-landers* übereinstimmt.[51] So erging es auch von Dolsperg, die sich zur Buchhalterin ausbilden liess, während ihr Mann als Maler beschäftigt war. Sie schreibt über ihre Erfahrungen: «[O]bwohl wir ursprünglich anders hatten leben wollen, waren wir in einer ähnlichen Tretmühle gefangen wie die meisten unserer Mitmenschen: Wir arbeiteten ständig auf ein Ziel hin, der Weg dorthin war ein notwendiges Übel.»[52] Gleich mehrere SelbstversorgerInnen in meiner Studie sprachen offen darüber, ihre Höfe aufzugeben, da ihr Leben (was häufig persönliche und familiäre Probleme mit einschloss) nicht ihren Vorstellungen entsprach. Von Dolsperg etwa trennte sich schliesslich von ihrem Mann, überliess ihm den Hof und ging auf Reisen.[53]

Eine andere Strategie, um den Lebensstil von Selbstversorgung und einem naturnahen Leben zu ermöglichen, ist die Nutzung des Selbstversorgungshofs für selbständige Erwerbsarbeit. Von Dolsperg etwa wollte ihren weitläufigen Hof als Campingplatz und Reiterlager anbieten.[54] Nadine und David wollten ihren Hof über Crowdfunding in einen Parcours für Bogenschützen verwandeln. Darüber hinaus sind es gerade ihr Wissen und ihre Erfahrungen, mit denen SelbstversorgerInnen durch Weiterbildungskurse ein Einkommen erzielen. Nicole etwa bot Seminare zur

50 Dasselbe Dilemma erlebten österreichische Landwirte durch den Strukturwandel der Nachkriegszeit. Siehe dazu Eberhart, Helmut: Bäuerliche Alltagskultur zwischen Autarkie und marktorientierter Produktion. In: Schweizer Archiv für Volkskunde 87/1 + 2 (1991), S. 28–45.

51 Gross, Capitalism (Anm. 2); Trauger, Agrarian Dream (Anm. 8).

52 Dolsperg, Ökostrom (Anm. 37), S. 80.

53 Dolsperg, Ökostrom (Anm. 37), Nachwort, S. 226.

54 Dolsperg, Ökostrom (Anm. 37).

Selbstversorgung auf ihrem Hof an, Andrea gab als Waldpädagogin Kurse für Kinder in ihrem Wald, und Nadine lehrte in Workshops auf ihrem Hof Brotbacken oder Korbflechten, während ihr Mann Kurse über Lehmofenbau oder Sensenmähen gab. Eine tiefer gehende Erforschung der Gender-Dynamiken würde hier gewiss noch weitere Aspekte hervorbringen. Nicht zuletzt muss einmal mehr die «Erfahrungsberichte-Literatur» erwähnt werden, die sich derzeit grosser Beliebtheit erfreut, wie die Volkskundlerin Annegret Braun feststellt,[55] und den AutorInnen als zusätzliche Einnahmequelle dient.

In ihrer Analyse medialer Bilder vom Landleben betrachtet Braun unter anderem Erfahrungsberichte von Städtern, die über ihr neues Leben auf dem Land berichten. Braun stellt dabei über die AutorInnen fest: «Nur wenige privilegierte Menschen können sich dieses Leben leisten. Häufig sind es Freiberufler oder Angestellte, die über einen Tele-Arbeitsplatz verfügen und örtlich ungebunden sind, vorzugsweise Journalisten.»[56] Diese ökonomische Strategie entspricht Tofflers Konzept des *prosumer*, der nicht nach Autarkie strebt, sondern nach einer Balance zwischen Teilzeit-*prosume* und Teilzeit-Lohnarbeit (vorzugsweise von zuhause aus).[57]

Völlige Unabhängigkeit vom bestehenden Marktsystem ist nicht möglich und für viele SelbstversorgerInnen auch nicht erstrebenswert. Die Anthropologin Joan Gross kommt zu demselben Schluss in Bezug auf US-amerikanische *back-to-the-landers* und *freegans* (Mülltaucher und «moderne Wildbeuter», wie sie diese auch nennt): "[T]hey also recognize their inability to totally disconnect from the capitalist market and often the realities of feeding themselves and their families force them to compromise their ideals. This should not be seen as a failure, but as the evidence of multiple economic forms existing within capitalism."[58] Ich gehe noch darüber hinaus und meine, dass viele SelbstversorgerInnen gerade auch ihren selbständigen Erwerbstätigkeiten, teils auch ihrer Lohnarbeit, Freude abgewinnen können und dies nicht als Kompromiss, Versagen oder gar als «unauthentische» Lebensweise verstehen.

In Workshops geben SelbstversorgerInnen ihr Wissen, das oft in direkter Verbindung zu ihrem subsistenzorientierten Lebensstil steht, an Interessierte weiter. Diese Wertschätzung des eigenen Wissens oder etwa die positive Rezeption ihrer Erfahrungsberichte bestätigen SelbstversorgerInnen in ihrer Wahl eines alternativen Lebensstils. Wie Gross denke auch ich, dass die Vielzahl der sozioökonomischen Aktivitäten der Lifestyle-SelbstversorgerInnen das widerspiegelt, was Gibson-Graham als *diverse economies* bezeichnen. Es genügt nicht, nur nach den «produktiven» Tätigkeiten im Sinn einer politischen Ökonomie zu fragen, denn gerade der Wunsch nach Selbstversorgung und Autonomie von den bestehenden Systemen bringt eine Vielzahl von sozioökonomischen Strategien als Teil der Alltagspraxen dieser SelbstversorgerInnen hervor.

55 Braun, Lust aufs Land (Anm. 2).
56 Braun, Lust aufs Land (Anm. 2), S. 22.
57 Toffler, Zukunftschance (Anm. 32), S. 387.
58 Gross, Capitalism (Anm. 8), S. 58.

Fazit

Produktion für den Eigenbedarf findet weder als produktive Tätigkeit noch als freiwillig gewählter Lebensstil grössere Beachtung in den marktorientierten Gesellschaften der Gegenwart. Dennoch scheint die Begeisterung für das Selbermachen in den postindustriellen Gesellschaften nicht enden zu wollen. Während Weltbank und Entwicklungshilfe versuchen, die letzten Kleinbauern und -bäuerinnen, die noch «von der Hand in den Mund» leben, aus ihrer (vermeintlich) misslichen Lage zu befreien, entdeckt die Mittelschicht in den Postwachstumsgesellschaften diesen Lebensstil für sich. Wobei es sich in diesen Fällen natürlich nicht um dieselbe Situation handelt, wie angemerkt werden muss. Denn während die einen die Subsistenzproduktion aus (vermeintlicher) Notwendigkeit für Lohnarbeit und Versorgung durch den Markt aufgeben, wählen die anderen freiwillig und aus sozioökonomisch abgesicherten Verhältnissen heraus eine Synthese von Selbstversorgung, alternativen Ökonomien und Marktbeziehungen.

Toffler hat hierfür den Begriff *prosumer* eingeführt, der aus freien Stücken einen Lebensstil vermehrter Produktion für den Eigenbedarf wählt. Während es Toffler vorrangig um das unabhängige Individuum geht, ging es den SelbstversorgerInnen in meiner Studie um den sich selbst erhaltenden Haushalt, der häufig durch freiwillige HelferInnen erweitert wurde, um den Wunsch nach einer grösseren Gemeinschaft und darüber hinaus um eine sich selbst erhaltende Region. Gerade diese Sehnsucht nach Gemeinschaft und lokalen Strukturen muss gewiss noch weiter erforscht werden. Die SelbstversorgerInnen überschreiten, indem sie für den Eigenbedarf produzieren, nicht nur die Grenzen von Produktion und Konsum. Durch ihre vielfältigen sozialen, ökonomischen und ökologischen Strategien stellen sie auch die Trennung der Sphären von Markt und Haushalt infrage.

Für die SelbstversorgerInnen in meiner Studie bedeutete Selbstversorgungslandwirtschaft (ob als Ideal oder Realität) in erster Linie die Produktion ihrer eigenen Nahrungs- und vielfach auch Heilmittel. Des Weiteren gehörten Do-it-yourself-Aktivitäten auf dem Selbstversorgungshof sowie die unabhängige Versorgung mit Wasser, Strom, Wärme und einem eigenen Abfallsystem zu ihrem Lebensstil. Autarkie war dabei weder möglich noch galt der völlig autarke, von allen sozioökonomischen Beziehungen isolierte Haushalt als erstrebenswert. Die SelbstversorgerInnen bedienten sich vielfach informeller Netzwerke und Tauschbeziehungen, um Überschüsse gegen Produkte einzutauschen, die sie selbst nicht herstellen konnten. Trotz des Fokus auf den subsistenzorientierten Lebensstil darf dabei nicht übersehen werden, dass auch SelbstversorgerInnen innerhalb von Marktgesellschaften leben, dass sie und ihre Angehörigen Bedürfnisse und Verpflichtungen haben, die über die reine Subsistenz hinausgehen. Daher gehörten der Verkauf von Überschüssen, aber auch die (reduzierte) Lohn- und selbständige Erwerbsarbeit zu ihrem Lebensentwurf.

Diese *diverse economies* machen deutlich, dass es sich nicht um eine Rückkehr zu einer präindustriellen, subsistenzorientierten Wirtschaft handelt, die ausschliesslich auf dem Prinzip der Haushaltung beruht. Auch Polanyi ging es in seiner kritischen Gesellschaftstheorie nicht um eine «Rückkehr zu Idealen eines

vergangenen Jahrhunderts»,[59] ebenso wenig wie Toffler in seiner Theorie des *prosumer*. Die oben angeführten Beispiele zeigen vielmehr auf, wie der scheinbar zwingende Dualismus von Marktwirtschaft und Subsistenzproduktion – entweder Lohnarbeit und Versorgung durch den Markt oder völlige Autarkie und Rückzug in ein präindustrielles, utopisches Agrarzeitalter – von den postindustriellen SelbstversorgerInnen infrage gestellt wird. Diese SelbstversorgerInnen versuchten durch unterschiedliche Strategien eine Balance zu finden, die es ihnen erlaubt, entsprechend ihren subjektiven Vorstellungen näher an der Natur zu leben und gleichzeitig ihre Autonomie zu vergrössern. Insbesondere ging es den SelbstversorgerInnen dabei um die Unabhängigkeit von der Nahrungsmittelindustrie, indem sie die Lebensmittelproduktion zumindest teilweise aus dem Marktsektor zurück in den Subsistenzsektor transferierten.

59 Polanyi, Karl: Ökonomie und Gesellschaft. Frankfurt a. M. 1979, S. 129.